



Statement

von Bischof Dr. Ulrich Neymeyr (Erfurt)

**beim Treffen von Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz,
des Rates der EKD,
der Allgemeinen Rabbinerkonferenz Deutschlands (ARK) und
der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschlands (ORD)
am 6. März 2017 in Frankfurt am Main**

Reformation, Reform und Tradition

Die katholische Erinnerung an die Reformation des 16. Jahrhunderts ist von einer tiefen Ambivalenz geprägt. Einerseits verdanken auch wir Katholiken den Reformatoren wichtige Impulse zur Erneuerung des kirchlichen Lebens. Martin Luther hat den Glauben an Jesus Christus wieder in das Zentrum der Verkündigung gerückt und das Wort Gottes, wie es in der Bibel bezeugt ist, zur Norm kirchlichen Handelns gemacht. Die Reformatoren haben das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen und damit auch die Bedeutung des christlichen Glaubens für den Alltag in der Familie und im Beruf in einer Weise herausgearbeitet, die die christliche Frömmigkeit bis in die Gegenwart prägt. Diese zentralen Einsichten der reformatorischen Theologie hat das Zweite Vatikanische Konzil aufgenommen und für die katholische Kirche fruchtbar gemacht. Deshalb kann man auch aus katholischer Sicht die Reformation positiv wertschätzen.

Andererseits aber hat die Reformation eben auch zur Spaltung der westlichen Christenheit geführt und in der Folge zu Konfessionskriegen, zur Vertreibung konfessioneller Minderheiten und zu wechselseitigen religiösen und sozialen Abgrenzungen. Die Erinnerung an die Reformation ist für uns deshalb schmerzlich. Die Herausbildung unterschiedlicher Konfessionskulturen wird heute oft als Reichtum betrachtet. Wenn man den Blick auf die Entwicklung von Kunst, Musik und Literatur oder auch auf Bildung und Wissenschaft richtet, ist eine solche Bewertung gewiss zutreffend. Darüber darf aber nicht vergessen werden, dass die Konfessionalisierung des Christentums auch mit Verlusten, Vereinseitigungen und Verhärtungen verbunden war. Nur allzu oft bildete sich die eigene Identität in Abgrenzung vom jeweils anderen. Als katholisch galt das, was nicht evangelisch war, und umgekehrt. Erst der ökumenische Dialog der vergangenen Jahrzehnte hat den Blick dafür frei

Kaiserstraße 161
53113 Bonn

Postanschrift
Postfach 29 62
53019 Bonn

Tel.: 0228-103 -214
Fax: 0228-103 -254
E-Mail: pressestelle@dbk.de
Home: www.dbk.de

Herausgeber
P. Dr. Hans Langendörfer SJ
Sekretär der Deutschen
Bischofskonferenz

gemacht, dass die Identität der Kirchen sich nicht in wechselseitiger Abgrenzung, sondern in der Orientierung am Evangelium bildet. Es ist diese Orientierung an Christus und seiner Botschaft, die wir gemeinsam als Christustag feiern möchten.

Ein Beispiel für konfessionelle Vereinseitigungen und Verhärtungen ist der Gebrauch der Begriffe „Reform“ und „Tradition“. Für katholische Ohren klang das Wort „Reform“ lange Zeit evangelisch und war damit verdächtig. „Tradition“ hatte hingegen einen guten, nämlich katholischen Klang. Als der französische Theologe Yves Congar 1950 sein Werk über die wahre und falsche Reform in der Kirche veröffentlichte, hatte er für viele Katholiken ein Tabu gebrochen. Denn er wies nach, dass Reformen kein Gegensatz zur Tradition sein müssen, sondern selbst Teil der Tradition sind.

Tradition heißt Überlieferung. Tradition bezeichnet den Prozess der Weitergabe des Evangeliums. Das Evangelium soll so tradiert werden, dass es den Glauben in den Menschen weckt und ihr Leben verändert. Man darf sich Tradition also nicht als einen mechanischen Prozess vorstellen, bei dem nur eine Sammlung von Texten oder Lehraussagen weitergegeben wird. Es reicht auch nicht, nur die Bibel zu lesen. Auch die biblischen Texte bedürfen der Auslegung und der Aneignung. Es geht um die Frage, was bedeutet das Evangelium, was bedeutet das Wort Gottes für uns. Diese Frage stellt sich in jeder Generation neu, weil sich die Fragen und Herausforderungen im Laufe der Geschichte verändern. Wir stehen immer wieder neu vor der Aufgabe, die Zeichen der Zeit im Lichte des Evangeliums zu deuten (vgl. *Gaudium et spes*, Nr. 4).

Da auch unsere Vorfahren sich den Fragen ihrer Zeit gestellt und Antworten auf sie gefunden haben, hat sich im Laufe der Geschichte ein Schatz von Erfahrungen und Einsichten gebildet, auf den wir in der Auseinandersetzung mit den Fragen und Herausforderungen unserer Zeit nicht verzichten sollten. Wir sind ja nicht die ersten, die die Bibel lesen oder die sich bemühen, ein christliches Leben zu führen. Bernhard von Chartres hat im 12. Jahrhundert das viel zitierte Bild von den Zwergen, die auf den Schultern von Riesen stehen, geprägt. In diesem Bild werden zwei Einsichten miteinander verbunden. Zum einen sollten wir die Erfahrungen und Erkenntnisse unserer Vorfahren im Glauben wertschätzen und sie uns aneignen. Zum anderen aber sehen auch Zwerge, die auf den Schultern von Riesen stehen, weiter als diese. Unsere Aufgabe besteht nicht nur darin, die Tradition zu bewahren, sondern sie weiterzuführen, indem wir uns den Fragen unserer Zeit stellen und in der Auseinandersetzung mit der Tradition neue Antworten finden. In diesem Sinne gibt es in der Tradition einen Fortschritt im Verständnis des Wortes Gottes (vgl. *Dei verbum*, Nr. 8).

Ich habe übrigens nicht zufällig gerade Bernhard von Chartres genannt, der vielleicht mehr Philosoph als Theologe war. Denn von Anfang an entwickelt sich die christliche Tradition im Dialog mit der Philosophie und im Bemühen, um ein rationales Verständnis des Glaubens.

Zur Tradition der Kirche gehört aber auch die Erfahrung, dass nicht alles, was Christen tun, auch christlich ist. Was wir sagen und tun, entspricht nicht immer dem Willen Gottes. Deshalb gehört zum christlichen Glauben die Bereitschaft zur Umkehr. Im *Markus-Evangelium* fasst Jesus seine Botschaft vom Kommen des Reiches Gottes in dem Satz zusammen: „Kehrt um und glaubt an das Evangelium“ (1,15). Zum christlichen Glauben gehört von Anfang an die Bereitschaft, sein Sprechen und sein Handeln immer wieder neu am Evangelium, am Wort Gottes auszurichten. Diese Aufforderung richtet sich an den Einzelnen; sie gilt aber auch für die Kirche. Der Blick in die Geschichte zeigt uns, dass manches in der Verkündigung und im Handeln der Kirche dem Willen Gottes widersprochen hat. Ich denke etwa an die lange Geschichte des christlichen Antijudaismus, an die „Lehre der Verachtung“ gegenüber den Juden, um ein berühmtes Werk des Historikers Jules Isaac zu zitieren. Die Tradierung des Evangeliums erfordert von der Kirche die Bereitschaft, ihr eigenes Handeln kritisch zu betrachten und dort zu korrigieren, wo es nicht dem Wort Gottes entspricht. Anders ausgedrückt: Das biblische Verständnis von Umkehr ist die Grundlage jeder Reform in der Kirche.

Man kann die Konzilserklärung *Nostra aetate* in diesem Sinne als ein Dokument der Umkehr lesen, in dem die theologischen Grundlagen für ein neues, nicht von Verachtung bestimmtes Verhältnis zum Judentum gelegt werden. Mit diesem Dokument wurde ein Reformprozess im Verhältnis zum Judentum eingeleitet, der von der ganzen Kirche rezipiert wurde. Die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils sind somit zur Tradition der Kirche geworden.